In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 130. Posen, den 9. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Kurz entschlossen sagte sie zu Brandt:

„Ach, entschuldigen Sie, ich habe was vergessen . . . Das heißt, ich muß Herrn Wildhorn doch nochmal dringend sprechen, ja?"

Brandt ging zu Wildhorn. Wenn sie sich's nur nicht anders überlegt hat, dachte er ängstlich.

„Junger Herr, das Fräulein will Sie nochmals sprechen. Dringend, sagt sie!"

„Dringend?" Wildhorn überlegte verwundert den Grund zu dieser dringenden Aussprache. Was wollte sie denn bloß? Es war doch alles besprochen!

Da trat sie wieder ein. Verlegen murmelte sie:

„Wir haben beide was vergessen. Herr Wildhorn. Ich muß doch auch wissen, was . . . welchen . . . wieviel Sie mir für meine Arbeit geben wollen?"

„Ach so, richtig!" Wildhorn lachte. „Das ist allerdings ein wichtiger Punkt. Nun, wie hoch sind denn Ihre Ansprüche?"

Mädie hatte nicht die leiseste Ahnung, wieviel eine Privatsekretärin, die noch dazu nur für drei Stunden beschäftigt wurde, verdiente. Andererseits fehlte Mädie auch jeder Anhaltspunkt für die Beurteilung der Vermögensverhältnisse Wildhorns.

Wildhorn wollte Mädie zu Hilfe kommen:

„Wieviel beziehen Sie denn in der Fabrik, Fräulein Meier? Vielleicht ließe sich auf Grund Ihrer dortigen Bezüge das richtige Verhältnis feststellen?"

Mädie dachte krampfhaft nach, wieviel eine mittlere Angestellte des väterlichen Unternehmens wohl beziehen könnte? Pa war ja so gutmütig und freigebig! Wahrscheinlich bekamen alle diese Mädchen soviel, daß sie bequem und reichlich davon leben konnten. Zuviel aber wollte sie auch nicht sagen, abgesehen davon, daß sie wiederum keinen Schimmer davon hatte, wieviel Geld denn eigentlich notwendig ist, um als Stenotypistin bequem leben zu können.

Aber sie mußte doch Wildhorn irgend etwas zur Antwort geben, mußte doch irgendeine, weder nach oben noch nach unten übertriebene Gehaltsforderung stellen.

„Ich würde um . . . um hundert Mark monatlich bitten, Herr Wildhorn . . . Oder ist das zuviel? . . ."

„Aber nein, Fräulein Meier! Ich habe ja keine Ahnung. Ich bin natürlich einverstanden . . . Abgemacht!"

Die Tür war halb offen geblieben, und Brandt, der draußen im Vorzimmer diese Gehaltsdebatte und ihren Abschluß gehört hatte, sank, von Entsetzen geschüttelt gegen die Tapete . . . Hundert Mark!! . . . Wo sollten diese hundert Mark nun wieder herkommen!? . . . Das stand in den Sternen geschrieben, und Brandt hatte sich nie mit Astrologie beschäftigt! . . .

Mädie schied mit frohem Herzen von Wildhorn. Sie, die reiche Industrietochter, wollte verschiedenen Leuten beweisen, daß sie sich im Notfall ihr Geld auch selbst verdienen könnte! . . . Und war weit entfernt, sich einzugestehen, daß die Gründe für ihre soziale Anwandlung anderwärts zu suchen waren. In Gefühlsgebieten, die Mädie bisher mit spöttischen Pointen abgetan hatte . . .

* * *

Der Herbst gab dem Sommer ein prunkendes Abschiedsfest. Die Bäume des Tiergartens hatten zur Feier des Tages ein berauschendes Gelbrot angelegt, und nur die strengmodernen Bubiköpfe der Lorbeerbäume in den Gärten der Privatvillen blieben reserviert grün.

Der Himmel war mit rosaroten Schäfchen bedeckt, und tausend aberkluge deutsche Kunstmaler jammerten, man würde sie als Kitschiers bezeichnen, wollten sie dieses Farbenwunder der Natur getreulich auf einem Quadratmeter Leinwand wiedergeben . . .

Noch ein Wunder war zu sehen: der Hofrat Gendeli spazierte durch den Tiergarten. Und war nicht auf Geschäftswegen! . . .

Schweren langsamen Schrittes ging er die kleinen Alleen entlang. Bedrückt, gleichsam unter schwerer Last.

Und dem war auch so.

Der kleine Hofrat Gendeli hatte sein Vermögen verloren.

Wie das so plötzlich gekommen war, hätte er selbst am wenigsten zu erklären vermögen. Da hätte man schon seinen Bankier fragen müssen, der die Gendelischen 300 000 Mark zu verwalten hatte. Und den hätte man wiederum nicht fragen können, weil man sich zu diesem Zweck erst einen Besuchsschein fürs Untersuchungsgefängnis hätte verschaffen müssen . . .

Der alte Hofrat Gendeli ging also durch den Tiergarten und murmelte im langsamen Takt seiner kleinen Schritte:

„Weg — das Geld . . . Weg — das Geld . . . Weg das Geld . . ."

Für 300 000 Mark hätte er seinen Heine, seinen Balzac, seinen Dickens in der Erstausgabe komplettieren können! . . . Er hätte das ja nie getan, sondern das mühsam Erworbene ja doch, wenn auch mit angemessenem Profit, in den Neidbergschen Bücherschrank gestellt. Aber — wenn er dieses Schicksal seiner Renten vorausgewußt hätte — dann natürlich . . .

Nun, da er auf die Rettung der Beschaulichkeit seiner alten Tage bedacht sein mußte, ging ihm wieder seine Lieblingsidee durch den Kopf.

„Er muß sie heiraten . . . Ich bring das zustande . . . Er wirdse heiraten — ich soll nicht Gendeli heißen! . . . Alles muß vorbereitet sein, bei ihr und bei ihm . . . Ich mach das schon . . . Und dann wird er um sie anhalten. Und sie wird nicht nein sagen . . . Und der Herr Neveu wird sich dankbar zeigen . . . Mein Gott, was brauch ich denn schon viel . . . Ich könnt ja auch zum alten Neidberg gehn — Spaß, tät sich der freuen, mir zu pumpen . . . Aber, hab ich denn jemals Geld gepumpt . . . Nein, soll er nicht erleben, der alte Neidberg . . . Lieber nehm ich ihm sei Tochter weg . . . Is auch besser für sie . . . Wo sollse hin? . . . Einmal wirdse doch müssen . . . Und die Barone Klewenberg? Is das 'n schlechterer Adel als wie die Neidberg-Simmrings?" . . .

Während der Hofrat langsam und in sein Projekt

vertieft seiner Behausung zustrebte, wartete dort vor der verschlossenen Wohnungstür der alte Brandt.

Er war womöglich noch älter geworden in den letzten Wochen. Die Krähenfüße um seine klaren blauen Augen hatten sich vertieft. Müde und abgearbeitet war der Alte hergekommen, um den Hofrat um Hilfe zu bitten. Sie kamen nicht mehr weiter zu Hause. Und den jungen Herrn mit diesen Sorgen belästigen, das hieße, ihn aus seiner schönen, schweren Arbeit herausreißen . . .

Es mangelte an allem. Der hofrätliche Wechsel reichte längst nicht mehr. Da war das Gehalt für Fräulein Meier, die Brandt wie ein Töchterchen ans alte Herz gewachsen war. Da war der Nachmittagstee und das viele teure Gebäck dazu. Das war früher auch nie gewesen. Aber der junge Herr verlangte es — auch für Fräulein Meier. Bedenke doch, Brandt, hatte er gesagt, das arme Dingelchen kommt von der Bureauarbeit . . . Weiß der Himmel, ob sie Zeit zum Mittagessen gehabt hat — man muß ihr doch was vorsetzen, das hält doch so ein junger Körper nicht aus . . . Und dann war ferner die Schreibmaschine da! Eine ältliche, klapprige Dame aus dem vorigen Jahrhundert, die zwar immer schon ihre Mucken hatte, nun aber endgültig verunglückt war. Also, die Schreibmaschine mußte dringend repariert werden . . . Seit drei Tagen schon saß der junge Herr mit dem Fräulein Meier, ohne weiter zu arbeiten. Worüber sich die beiden unterhielten, das wußte Brandt nicht. Schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er am Nachmittag bis halbfünf Uhr gar nicht zu Hause war. Und am Vormittag auch nicht . . . Nur um die Mittagszeit kam er, um dem jungen Herrn das Essen zu bereiten . . . Und der junge Herr hatte bisher gar nichts gemerkt davon, daß der alte Brandt den halben Tag außer dem Hause zubrachte . . . Und der alte Brandt hätte sich schwer gehütet, ihm zu sagen, was er in diesen acht Stunden anfing . . . Daß er seit einigen Wochen in einem Blumengeschäft angestellt war und Tag für Tag, Stunde für Stunde Blumenkörbe austrug . . . Gut wurde das nicht gerade bezahlt, — aber es war doch ein kleiner Zuschuß zum Wirtschaftsgeld . . . Nur die Schreibmaschine, die verflixte Schreibmaschine! . . .

Brandt hörte die langsamen Schritte des heimkehrenden Hofrats. Da kam er den letzten Treppenabsatz herauf.

„Habe die Ehre, Herr Hofrat . . .“

Der Hofrat knipste die Treppenbeleuchtung an und staunte:

„Da schau her! Der alte Brandt persönlich!? . . .“

„Jawohl, Herr Hofrat . . . Und einen schönen Gruß vom jungen Herrn! . . .“

„Na, kommense rein, Brandt!“ Gendeli schloß auf und ließ Brandt hinter sich eintreten. „Wat is denn lo?“

Bandt suchte nach passenden Worten. Ein für allemal hatte Wildhorn strengstens verboten, auch nur irgend jemand das Geheimnis seines Doppelnamens zu lüften. Der Hofrat durfte von der schriftstellerischen Tätigkeit seines Neffen kein Sterbenswörtchen erfahren. Also konnte man weder von Fräulein Meier, noch von der Schreibmaschine was reden . . .

„Herr Hofrat,“ sagte Brandt leise, „wir kommen mit dem Geld nich mehr aus, was Herr Hofrat uns geben . . .“

So lange schwieg darauf der Hofrat, daß dem alten Brandt angst und bange wurde. Dann zog er seine Schreibtischlade auf, nahm einen Briefbogen heraus, reichte ihn Brandt und sagte:

„Ich hab keine Geheimnisse, Brandt. Da können se selber lesen . . .“

Und Brandt las, und das Papier zitterte in seinen Händen:

„. . . und sind daher gezwungen, die Zahlungen an Euer Hochwohlgeboren mit Heutigem bis zur endgültigen Liquidation unserer Firma einzustellen . . .“

„Ich bin pleite, alter Brandt! Jawohl, jawohl! . . . Aus ist's mit dem ganzen Geld! Und auch mit eurem Monatswechsel . . . Nix is mehr!“

Dem alten Brandt zitterten nun auch noch die Knie. . . . Er wußte nichts mehr zu sagen als:

„O, das tut uns aber leid . . . Das tut uns leid . . .“

„Gleichfalls, gleichfalls!“ brummte Gendeli. „Was wollt ihr denn jetzt machen, der Herr Neveu mit seinem Herrn Kammerdiener? Arbeiten habt ihr nicht gelernt. . . . Also, was!?“

Brandt senkte den Kopf.

„Wir werden dann schon durchkommen, Herr Hofrat. Not lehrt — arbeiten . . .“

Der Hofrat winkte ärgerlich ab.

„Stuß! . . . Sag lieber deinem jungen Herrn, er soll mich gelegentlich mal, aber schleunigst, besuchen . . . Dann werden wir über die Sache reden! Er weiß schon, worum sich's dreht! Das wird gescheiter sein . . . Ihr — und arbeiten! . . . Wenn ich nicht so traurig wär' — ich müßt direkt lachen! . . . Also, sag ihm das, altes Faktotum! Atjeh!“

„Auf Wiedersehen, Herr Hofrat . . . und nichts für ungut . . . Wir wußten das ja nicht, sonst hätten wir uns ja nicht erlaubt . . .“

„Schon gut. Und Thomas soll mich besuchen! . . .“

Brandt ging langsam die Treppe hinunter und dachte mit Schrecken an die nächste geldlose Zeit, an Fräulein Meier, an die Schreibmaschine, an die Arbeit des jungen Herrn, an den armen, alten Herrn Hofrat . . .

Der aber stand im dunklen Zimmer oben und ging an seinen Bücherschrank. Mit sicherem Griff zog er die vier Klopstockbände heraus . . . Dann erst machte er Licht . . . Nahm Packpapier und Bindfaden . . . Packte die vier alten, schönen Bände zusammen . . . Band die Schnur herum . . .

Und gierig sog das braune Papier zwei heiße, heiße Tränen auf . . .

* * *

Mister Hobbins aus Neuyork, vierundzwanzig Jahre alt, nahm ein Auto, fuhr nach den Neidbergschen Kabelwerken, boxte sechs Sekretäre nieder, drang unangemeldet in Neidbergs Privatbureau, ließ sich dem alten Herrn gegenüber in einem Sessel nieder, zog ein illustriertes Blatt aus der Seitentasche, legte es vor Neidberg auf den Tisch und fragte:

„Bitte, ist das Ihre Tochter, Sir?“

„Gewiß,“ sagte Neidberg, „aber . . .“

„Schön. Die will ich heiraten, Schwiegerpapa!“

„Einen Moment,“ sagte Neidberg, „wo sind Sie abgestiegen?“

„Im Adlon.“

„Schön.“ Neidberg telephonierte. „Lassen Sie ein Lastauto, geschlossen, vorfahren. Und schicken Sie vier starke Männer herauf. Sofort, ja!“

Dann legte er den Hörer auf die Gabel und vertiefte sich in die Arbeit.

Mister Hobbins war aufgestanden und zum Fenster gegangen. Er sah hinunter.

„Zwei Stockwerke,“ bemerkte Neidberg.

„Danke,“ sagte Mister Hobbins. Dann ging er zum Schreibtisch und steckte das illustrierte Blatt wieder ein. Und wendete sich zur Tür.

Als er dicht daran war, öffnete sie sich, und vier Männer traten ein. Handfeste Leute von der Packabteilung, die außerdem im Privatleben Ehrenmitglieder des Athletenvereins „Hau zu!“ waren.

Mister Hobbins trat zurück, holte mächtig aus und traf den ersten der Vier mit voller Kraft und schöner Präzision mit der geballten Faust auf die Kinnspitze. Ein regelrechter Knockoutschlag.

Der Mann schüttelte den Kopf, grinste ein wenig, bekam Mister Hobbins in der Bauchgegend zu fassen, hob ihn ein wenig und schmiß ihn seinen drei Kollegen in die liebevoll ausgebreiteten Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Das rechte Ufer.

Neue Kölner Perspektive.

Von Alfons Paquet.

Am linken Rheinufer von Basel bis Köln und Nymwegen ist die Reihe der alten Städte. Am linken Rheinufer die Dome, die schwarzen Kirchen, die zerbrochenen, einst vom Wasser bespülten Stadtmauern; man spürt da noch etwas aus jener Zeit, als der reißende, schlammige Fluß den Festungsgraben des alten Römerreiches gegen Unbekannt bildete, der jeden Augenblick aus den Wäldern von drüben vorbrechen konnte und der dann endlich kam, alles über den Haufen warf, und ein neues Reich errichtete. Der Rhein wurde das Rückgrat dieses neuen Reiches, er blieb die Straße der Kaufleute, der Pilger und Gesandtschaften von Italien bis zur Nordsee. Als dann die See zum Weltmeer wurde und von Holland her in das Land vorstieß, entstand die Reihe der Handelsstädte, Residenzen und Flußhäfen auf dem rechten Ufer. Das sind die jungen, ungleichartigen Städte von Wesel, Duisburg und Düsseldorf aufwärts bis Mannheim und Karlsruhe. So setzten sich erst allmählich die beiden Rheinufer in eine Art Gleichgewicht. Eine atlantische Einwirkung ging den Strom hinauf und legte Warenspeicher, Fabriken, Landungsmauern vor die alten wohlgeordneten Fronten. Die jungen Industrie-Großstädte entstanden schon auf beiden Seiten. Ludwigshafen ist wie Hamborn, Homberg wie Engers. Die alten großen einst vom Mittelmeer befruchteten Städte zögerten, auf das andere Ufer hinüberzugreifen, leere Felder da. Eher schlossen sich Städte von beiden Seiten des Stromes zu neuen Gruppen zusammen, ehe die alten Städte dem Basler Beispiel folgten und Doppel-Städte wurden mit dem Strom wie einem Kanal in der Mitte.

Mitten in der Entwicklung des Rheines zu einem in sich ruhenden städtebaulichen und strombaulichen Organismus tut jetzt Köln, das sich entschlossen hat, die Metropole des Rheinlandes zu bleiben, den entscheidenden Schritt auf das andere Ufer. Das bedeutet die Einbeziehung des alten Festungssternes von Deutz in das Stadtbild. Köln war zwei Jahrtausende lang eingefüllt in die flache Schale seiner Mauern. Es wünschte wohl, sich auszudehnen, aber es wurde eine preußische Festung; gegen die Umklammerung durch den Fiskus gab es keinen Ausfall. Unersetzliche Bauten fielen dem Gedränge zum Opfer; die Kölner City ist eng und verwirrend wie eine Chinesenstadt. Die Festungswerke, obwohl seit Jahrzehnten wertlos und für den Weltkrieg niemals ausgerüstet, hielten die Häuserherde gefangen. Gegenüber am Strome lag nur die Kürassierkaserne, halb versteckt hinter dem Bahndamm. In dieses Mauerwerk versank eine Abtei und eine Kirche. Rheinabwärts dehnten sich Wiesen. Erst hinter der breiten, starken Krümmung des Stromes stellte Mülheim, auch eine der Tochterstädte von Köln, seine Türme und Schornsteine auf.

Seit zehn Jahren sind die Baumhügel des Kölner Festungsgürtels, die alten Forts, die eine Großstadt von ihren Vorstädten trennte, ein Trümmerfeld geworden, ein um die Stadt gebogener Bauplatz. Die Stadt kann jetzt beginnen sich auszudehnen. Wird sie nun, die drittgrößte in Deutschland, noch immer eine Halbscheibe bleiben oder sich auf die andere Seite des Stromes legen? Sie braucht den Raum. Schon greifen vier Brücken hinüber. Aber die Bewohner von Köln machten bisher den Gang über die windigen Brücken nur wie in ein fremdes Gelände, um von drüben einen bewundernden Blick auf die eigene Stadt zu werfen. Hinter der Kaserne sind kleinstädtische Straßenzüge, ein wenig benutztes Hafenbecken; an der Seite des Brückenkopfes begann noch immer das leere Feld.

Man baute auf dieses Feld zum erstenmal die Werkbundesausstellung, die in der Panik des Kriegsausbruches geschlossen werden mußte. Die Bauten verkamen. Sie waren nicht schlecht, aber sie wirkten klein und zufällig. Es mußte Größeres an ihre Stelle. Es entstand der Plan der Pressa; neue Räume, bessere Anfahrten mußten geschaffen werden, eine Außenstadt, nicht eine Fortsetzung des Häusergewirres von drüben: der Ansatz zu einem Köln der Zukunft, eine Breitseite, die sich vor dem Dom nicht zu schämen brauchte.

Die Stadt Köln legte die Aufgabe in die Hände ihres eigenen Baumeisters, des Stadtbaudirektors Abel, eines Architekten aus dem Kreise des bedeutenden Stuttgarters Paul Bonatz, der modernes Können mit einem Gefühl für gesicherte Ueberlieferung verbindet. Drei Hindernisse waren zu überwinden: der alte Bahndamm, die Kaserne, die einstigen Messebauten. Drei Jahre war Zeit. In diesen Jahren wurde die Pressa vorbereitet, sie schuf die neue Baugestaltung nicht, aber sie pressierte sie. Der Bahndamm ist gefallen. Die Kaserne erwies sich als ein Bau, der zu bleiben verdiente, nun ist sie eine schloßähnliche helle Front mit ihren breiten Seitenflügeln; vor ihr senkt sich zum Strom die mit alten Bäumen bestandene Terrasse; die dem Vorhof zugekehrten Enden der Seitenflügel zeigen mächtige, bis zum Dach verglaste Oeffnungen. Von den Sälen dieser Flügel her gesehen sind die Treppenhäuser ein Auslauf in das Helle, ein geschützter Ausblick auf das herrliche Gegenüber der alten Stadt. Ein Tor durchbricht jetzt die Mitte des Kasernenbaues und führt in einen riesigen Innenhof. Der öde Exerzierplatz ist umgewandelt. Die einstigen Stallgebäude an den Seiten schließen sich um ein monumentales Viereck. An der Seite ragen zierlich die spitzen Türme der Kirche von St. Heribert, die wieder freigelegt ist, um ein Teil des noch nicht gegründeten Rheinischen Museums zu werden. Jetzt sind in den dicken Kasernenmauern die lichten Säle des Museums, vor den Fenstern die Wasserfläche. Eine Terrassenstraße führt rheinabwärts zu dem Messegelände, zu dem auch der Straßenzug der Hohenzollernbrücke über eine schleifenmäßige Rampe hinabführt.

Die Messehalle ist verschwunden. Sie ist nicht abgebrochen, aber sie wurde zum Kern eines größeren Gebäudes. Seine Fronten sind eine mathematisch strenge Backsteinarchitektur. Breite Wandelgänge an den Seiten, geräumige Säle an den Stirnpartien umschließen die Hallen von früher und geben dem Innern dieser Gebäudemasse, deren äußerer Mantel streng und gleichmäßig gefaltet ist, das Majestätische. Aus diesem flachen Haus ragt ein wenig höher nur ein Mittelblock. Ganz an seinem Ende springt der Turm auf, knabenschlank, eine Säule, ausgefüllt mit den kleinen viereckigen Sälen, ein neuartiger Aufenthalt und Aussichtsturm mit dem ausgespannten Baldachin des Dachgartens und dem kupfernen Türmchen darüber, das eine Laterne ist.

Man hat diesen Turm und die Halle mit dem Stockholmer Stadthaus verglichen, ich weiß nicht, warum. Man kann ebenso an das Chilehaus in Hamburg denken, denn zu dem Vergleich berechtigt nichts als der Backstein. Das Stockholmer Stadthaus ist zum Wasser hin ein Palazzo, zur Straßenseite hin ein Kloster. Der Turm von Köln ist ganz anders als der breite gestumpfte Turm der schwedischen Hauptstadt. Und die Kölner Halle will nichts als eine Horizontale vor der Ebene. Die Backsteinarchitektur ist hier das Neue. Es ist wie ein Einbruch der nordischen Backsteinarchitektur hier am Endpunkt des Mittelrheins, Wahrzeichen einer neuen Epoche.

Denkt man sich die Achse dieser Halle fortgesetzt, so stößt sie schräg auf den Rhein. Aber sie wird von einem kreisrunden, radial zerlegten Platz aufgefangen. Ihn umfaßt eine von vierzig enggestellten Pfeilern gebildete Halbrotunde, in der Mitte ein Würfel, von einem hohen Tor durchbrochen. Dies ist die kristallisch glitzernde Ziegelsteinfront des Staatengebäudes, dessen gläserne Halle sich zerteilt wie die Federn eines Fächers. Das Tor in der Mitte ist ein Durchgang, ein Durchblick in die Straße dahinter mit ihren Ausstellungskonstruktionen.

Dann kommen die offenen Wiesenflächen. Die Straße, die Dörfer, die bemalten Gerüste der Ausstellungsstadt bleiben in der Ferne. Sie sind vergänglich.

Drüben vor der Front der alten und jüngeren Verwaltungsgebäude, der reichen Wohnhäuser, der drei alten Türme von St. Kunibert, über den weich gesenkten Rampen, auf denen sich Anger und Zuschauer, in zwei Gliedern gestaffelt, die Zeit vertreiben, aus dem Glaspavillon der Bastei am Kölner Ufer, sieht man zu dem neuen Köln hinüber. Es liegt da wie eine lange bewegte und geöffnete Stadtmauer, nur das über Eck gestellte Glashaus des Rhein-Cafés dort drüben springt mit seinen Terrassen bis zum Strome vor. Die kleine Uferbahn ist nicht sichtbar. Ruhig fügt sich alles Gebaute in die Horizontale der Landschaft, nur der neue Kampanile legt seinen Schatten über die morgenhelle Wasserfläche. In der Breite des Stromes gleiten kleine Dampfer mit großer Flagge, dahinter die Kähne am langen Stahlseil, ein Seedampfer fährt stromab. Das dort drüben über dem Wasser erscheint fast wie der Ansatz einer Seestadt, klar und luftig. Der neue Turm ist ein Leuchtturm. Er gibt dieser Stadt etwas vom Meer. Der Strom vor der dunklen Brücke schillert aus seinem Bronzeton in ein helles Lichtblau hinüber, das schon einer Marine, einer Landschaft in Wasserfarben zugehört.

Der Heideprinz der Poesie.

(Zu Liliencrons Geburtstag am 3. Juni.)

Wohl kaum ein anderer deutscher Dichter — von Storm und Falke vielleicht abgesehen — hat die Schönheiten der Heide in lebendigeren, prächtigeren Farben geschildert als Liliencron. Der norddeutschen Heide gehörte seine ganze Liebe. Ihre Rätsel und Wunder vermochte sein begnadeter Dichtermund mit um so künstlerischerer Gestaltungskraft zu besingen, als ein Liliencron bei all seinem dichterischen Schaffen aus Erlebtem, aus Selbstgeschautem und Selbstempfundenem zu schöpfen pflegte. In zwei Welten lebte Liliencron. Die eine lag ihm zwischen Krieg und Schlachten, zwischen Reiten und Streiten. Die andere, in der seine Lyrik wohl die größten Erfolge errungen hat, zwischen Wald, Heide und Meer. Bereits das menschenscheue, träumerische Kind Liliencron lockten die Naturwunder seine holsteinischen Heimat. Früh schon ein Jäger, bekennt er in späteren Jahren, daß allein durch Heide, Busch und Wald zu streifen, ihm immer ein Tag zu leben wert sein werde.

Ueberhaupt die Heide! Ihr gilt sein ganzes Empfinden, seine ganze Liebe. Sie hat ihm zu allen Jahreszeiten so unendlich viel zu erzählen; im Frühling wenn die Wildgans in mitternächtiger Stunde fliegt; im Sommer, wenn die Mittagssonne auf der Heide brütet; im Herbst, wenn der Reiher mit starken Flügeln durch den Nebelduft bricht und endlich im Winter, wenn die Rabenschwärme hungrig über ein bang am Weidenstumpf hockendes Häschen kreischen — immer [illegible] sie ihm. [illegible]

immer zieht es ihn zu ihr hinaus. Die tiefsten Geheimnisse der Heide, die trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer unendlichen Weite etwas Einsames hat, vermag jedoch nur der Einsame zu ergründen. Und solch ein Einsamer war — bei all seiner Lebensbejahung und Daseinsfreude — Detlev von Liliencron. Am Schlusse eines Briefes schrieb er einmal: „Ich erwarte nichts vom Leben als Aerger, Ekel, Schändlichkeiten. So nun will ich in vier Stunden in meinen menschenverlassenen Spaziergängen gehen. Der Einsame dem Einsamen.“ Und diese Spaziergänge führten ihn in die Heide hinaus, — in *seine* Heide. Wie war ihm sein ureigenster Besitz, sein wahrstes Königreich. Die Liebe zu ihr sein edelstes Königstum. Verächtlich sah er auf das Menschenpack herab, das seine Liebe nicht verstehen konnte, in seinem Gedicht. „Mein täglicher Spaziergang“ sang er sich seinen Aerger und seine Verachtung der Spießer vom Herzen:

Nur ein paar Birken, Einsamkeit und Leer,
Ein Sumpf geheimnisvoll, ein Fleckchen Heide
Der Kiebitz gibt mir im April die Ehre,
Im Winter Raben, Rauch und Reifgeschmiede,
Und niemals Menschen, keine Grand Misere,
Nichts, nichts von unserm ewigen Seelenleide,
Ich bin allein. Was einzig ich begehre?
Graſt Ihr für euch, und mir laßt meine Weide.

Aus diesen schlichten Worten spricht der wahre Naturfreund Liliencron, der „Heideprinz der Poesie“ — wie er einmal von seinem Freunde Henckell genannt worden ist. Der einsame Sucher, dem in der Heide zu allen Jahreszeiten die schönsten Blumen, die „violenblaue Blume Tiefeinsamkeit „blühte“. Das stille, von Menschen leere Land, um deren Pforte die Erika das rote Band schlingt, durchstreift der Jäger Liliencron mit den Augen des Dichters; er hatte die Heide und die Heide ihm, ja so unendlich viel zu sagen, so wertvolles anzuvertrauen. Er war, wie er selbst einmal schreibt, „eng befreundet mit dem Grashalm, den er trat, mit dem Strauch, dem Blatt, dem Zweig, die nahe und ferne ihm in das Auge fielen.

Die Natur streckte ihm an jeder Stelle liebevoll die Arme entgegen. Sie tat ihm kein Leid.“

Kein Wunder drum, daß Theodor Storm Liliencrons Lieblingsdichter war, von dem er sagt, daß kein anderer den Erdgeruch aus Wald und Feld in seine Schrift genommen habe, wie er. Kein Wunder aber auch, daß Liliencron durch die enge Berührung und durch die edle Lebensfreundschaft mit der Einsamkeit seiner Heide seinen Pessimismus zu überwinden verstanden und sich die Eigenschaften errungen hat, die ihn zum Sieger werden ließen über das Philistertum des Deutschen. So bewahrte ihn der stete Umgang mit der Natur von der Gefahr, im Herzen als zu werden. Er gab ihm vielmehr bis zum letzten Lebenstage etwas Sonniges, mit dem er selbst die fremdeste Menschenseele in seinen Bann zwang. Er blieb bis zuletzt in seinem Herzen das Kind, wie es einst in frühen Jugendtagen auf der Heide seinen Träumereien nachging, das Vögelchen, das gleich ihm die Einsamkeit liebte und mit dem er sich in einem Gedichte verglichen hat:

Liebst, Tierchen, du, gleich mir, die Einsamkeit?
Ich find dich immer nur auf stillen Stegen,
Scheint dir die Welt, gleich mir, voll Not und Neid?
Verzeih mir, solche Vorstellung zu hegen.
Glaubst du, gleich mir, an ewigen Haß und Streit?
Nun denn, was ist uns beiden dran gelegen,
Die Menschheit, denk ich, ist so lang wie breit,
Wir bleiben, Vögelchen, auf unsern Wegen.

So zeigt sich Heidefreund Liliencron als die „Freilichtseele“, welcher Licht werden und Licht machen die vornehmste Lebensaufgabe war, und der mit dem Stolz einer in sich gefestigten Natur in seinem „Heidegänger“ hat sagen können: „Du bist gesund, die Welt draußen ist krank.“ A. Rudolph.

Für zwanzig Pfennig Stilleben.

Von Otto R. Gervais.

Hoch möge das Lied vom braven Mann erklingen, der, umbrandet von den brausenden Wogen des Großstadtverkehrs, umschrien von einer aufgeregten, eiligen Menge, treu auf seinem Posten harrte. Verachtend alle dräuenden Gefahren einer lebensgefährlichen Betriebsstockung, pfeifend auf das Verhängnis, das sich von Minute zu Minute düsterer über seinem Haupt zusammenballte, ängstlich nur auf seine eiserne Pflicht bedacht, die ihn so und nicht anders handeln ließ.

*

Brandendes Meer einer Weltstadt. In der Straßenbahn sind außer mir nur zwei weitere Fahrgäste anwesend. Es ist noch früh, frühlingsfrüh. Der Schaffner, ein liebenswürdiger Hüne, fordert mich gemütlich auf, einen Fahrschein zu lösen. Ich reiche ihm eine Fünfzig-Mark-Note. Er lächelt seriös, kann aber nicht wechseln. Auch die andern Mitfahrenden sind nicht in der Lage, dies Kapital klein zu machen. Guter Rat ist teuer. Hin- und her wird überlegt. Plötzlich bringt der Mann ohne Kleingeld mich auf eine geniale Idee.

„Wissen Sie,“ meint er, „einen Fahrschein müssen Sie ja haben. Machen wir die Sache doch so: Sie steigen an der nächsten Haltestelle aus. Da befindet sich ein nettes Lokal. (Man kann dort sehr gut essen.) Hier lassen Sie nun schnell den Fünfzigmarkschein wechseln; ich warte mit der Bahn vor der Tür.“

Ich bin einverstanden. Stürze in die Restauration, kippe einen Schnaps hinter die Krawatte und reiche der Kellneuse meine Banknote. O Schreck, auch sie ist nicht in der Lage, zu früher Stunde bereits so großes Geld zu verkleinern. Aber sie will „mal schnell“ und „nur eben“ zum Nachbarn „rüberspringen“. Ich warte. Es vergehen fünf, zehn, fünfzehn Minuten. Ich habe einen, zwei, drei Schnäpse getrunken. Da endlich kommt sie glückstrahlend wieder und zählt mir behäbig und akkurat fünfzig einzelne Markstücke auf den Tisch. Wir rechnen ab. Es sind zwanzig Minuten seit meinem Wort mit dem Schaffner vergangen. Bis hierhin wäre die Sache in Ordnung gewesen.

*

Kein anständiger Mensch würde auf den absurden Gedanken gekommen sein, jetzt noch, nach zwanzig Minuten, vor die Türe zu gehen, um sich lächerlich zu machen, und die längst entschwundene Straßenbahn zu suchen. Mir tat der Schaffner leid und ich beschloß, ihm bei nächster Gelegenheit ein reichliches Trinkgeld zu verabfolgen. Vorläufig jedoch, weil er sagte, hier wäre gut zu frühstücken, bestelle ich mir kaltes Kotelett mit Kartoffelsalat. Wie ich nun grade am Knochen angelangt bin, geht die Türe hastig auf und „ei, ei, wer kommt denn da?“ — Mein Schaffner. Der Hüne. Zornigen Gesichts. Wild schnaubt er mich an, ob er vielleicht noch eine halbe Stunde auf mich warten solle, ob ich den Schaden tragen möchte, der durch die Verkehrsstörung entstehen wird, ob ich so unverschämt wäre, ihn betrügen zu wollen . . .

Ich lasse ihm schnell einen Schnaps reichen, drücke ihm eine Mark in die Hand, und er hat sein altes Aussehen wieder: Liebenswürdig, gemütlich, friedfertig.

„Ja, sehen Sie, mein Herr,“ meint er, mir treuherzig die Hand drückend, „es ist ja nicht wegen der zwanzig Pfennig, es ist nur der Ordnung halber . . . Dienst ist Dienst. Jetzt wird's aber Zeit.“ Und damit enteilt er gemessenen Schrittes, empfangen von einer tobenden Menge, die heute zu spät ins Büro kommt.

*

Pflichterfüllung bis zum äußersten. Wo finden wir sie noch? Hoch möge daher das Lied von diesem braven Hünen klingen, der, alle dräuenden Gefahren verachtend, für zwanzig Pfennig, wenn es sein müßte, auch sein Leben riskiert hätte.

Aus aller Welt.

Kostspielige Vielweiberei. Der amerikanische Ethnologe Dr. Linton, Leiter des Naturhistorischen Museums in Chicago, hat sich zwei Jahre lang auf der Insel Madagaskar aufgehalten, um dort die noch wenig bekannten Sitten der Eingeborenen zu studieren. Er hat dabei wichtige Beobachtungen gemacht. Bei den Einwohnern Madagaskars gibt es noch die Vielweiberei, die aber durch ganz eigenartige Bestimmungen geregelt ist. Die erste Frau behält während ihres ganzen Lebens eine Vorrangstellung. Sie hat den größten Einfluß auf ihren Mann; insbesondere *darf er sich nur mit ihrer Zustimmung eine zweite Frau nehmen*. Die Zustimmung wird natürlich nicht leicht gegeben und muß von dem Ehemann gewöhnlich mit kostbaren Geschenken erkauft werden. Will er durchaus noch ein paar weitere Frauen haben, so muß er dazu nicht nur die Einwilligung der ersten, sondern auch aller anderen dazugeheirateten Ehefrauen haben. Die Liebeslust wird also bei jedem neuen Frauenzuwachs *immer teurer*, und so ein Harem ist dann in der Tat eine *sehr* kostspielige Sache. Obendrein ist der Mann verpflichtet, jeder der Frauen ein eigenes Grundstück zu verleihen, und so oft er die Frau besucht, nicht nur ihr, sondern auch der Bewirtschaftung des Grundstückes seine Liebe angedeihen zu lassen. Im nördlichen Teil der Insel hat jede Familie ihr Grabhaus. Die Luft ist in dieser Gegend so trocken, daß die Leichen nicht verwesen, sondern nur zusammenschrumpfen und vertrocknen. Einmal im Jahre muß der Familienvorstand zur Grabstätte hinauf und die Leichen der etwa verstorbenen Gattinnen umdrehen und auf die andere Seite legen, damit sie, wie die Eingeborenen sagen, nicht müde werden, wenn sie immer auf derselben Seite liegen müssen.

Der lange Kranke und die kurzen Betten. Der Londoner Gärtner John Smither stellte die Krankenhäuser der britischen Hauptstadt vor ein wenig alltägliches Problem. Der Mann hatte Krankenhausbehandlung nötig und meldete sich zur Aufnahme. Diese Aufnahme erfolgte auch anstandslos. Als man jedoch Smither ein Bett anweisen wollte, stellte es sich heraus, daß sämtliche Betten des Krankenhauses zu kurz für den 1,92 Meter langen Kranken waren. Er durchwanderte sämtliche Krankenhäuser Londons, ohne eine Ruhestätte zu finden. Ein Oberarzt erbarmte sich schließlich seiner und ließ ein besonders langes Bett für Smither anfertigen. Glückstrahlend legte sich Smither in das Ausnahmebett, streckte sich nach langen Wochen zum ersten Male selig lächelnd aus und — *starb* nach einer halben Stunde.

Fröhliche Ecke.

Ein Charakter. A.: „Ich habe zehntausend Mark verdient mit meinem Buche ‚Verheiraten Sie sich nicht!‘“
B.: „Wozu brauchen Sie die denn?“
A.: „Meine Tochter möchte gerne eine Mitgift haben.“

Naturgeschichtliches. „Guck mal, Mutti, das hübsche kleine Aeffchen!“ schreit Anni. „Und jetzt tanzt es! Und sein Vater dreht die Orgel dazu!“

Verantwortlich: J. V.: Guido Baehr, Poznań.